

Textproduktion im postkolonialen Museum

Ania Faas

Museen wandeln sich. Sie öffnen ihre Häuser, Völkerkundemuseen legen ihren überkommenen Namen ab, neue Perspektiven verändern die Kuration. Denn Museen wünschen sich mehr Besucher:innen, ein breiteres Publikum und Austausch mit der Welt. In vielen Ländern haben Initiativen den Druck erhöht, vor allem auf ethnologische Sammlungen, das koloniale Erbe aufzuarbeiten. Bilder und Objekte werden nun zugänglicher gemacht, es gibt mehr Gesprächsbedarf und damit auch mehr Text als früher: Wandtexte, Katalogtexte, Texte auf Flyern, Webseiten und in Apps, Bild- und Objekttiteln.

Texte beschreiben und erklären, sie sollen begeistern und es Besucher:innen ermöglichen, die ausgestellten Werke zu verstehen und sich mit ihnen zu verbinden. Aber das Museum hat nicht mehr die Macht, zu bestimmen, wie eine solche Verbindung vor sich geht, wie interpretiert, wie wahrgenommen wird. Wer zur Tür hereinkommt, hat vielleicht eine eigene Vorstellung davon, was er oder sie sehen möchte – oder auch nicht. »Könnt ihr mir und meinem Kind garantieren, dass wir bei unserem Besuch nicht retraumatisiert werden?«, wurde die Kuratorin einer Ausstellung zu Kolonialgeschichte gefragt. Diese Sorge bezieht sich auf eine typische Erfahrung, die BIPOC (Black, Indigenous and People of Color) in Museen machen: Rassistische und diskriminierende Begriffe werden nicht nur benutzt, sondern auch als »historisch«, »original« oder »authentisch« gerechtfertigt.

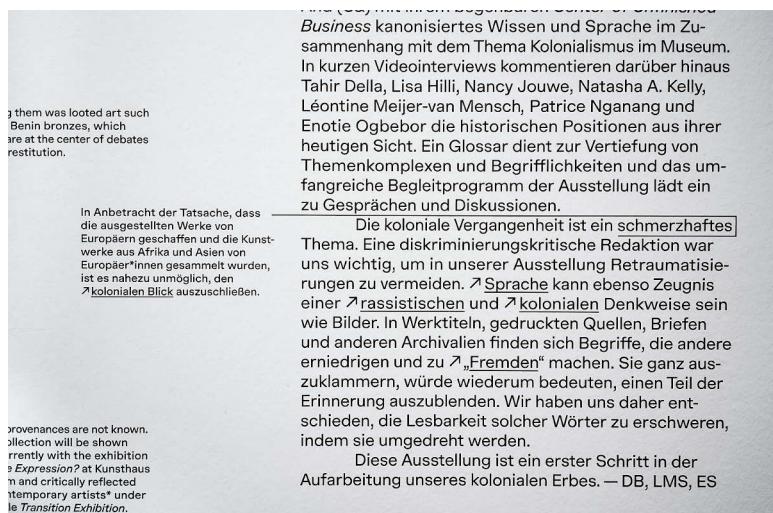
Ausstellungsansicht Einleitungstext: »Whose Expression?« im Brücke-Museum, 2021
Foto: PoolPractice



Die Textproduktion im Museum liegt bei den Kurator:innen, Wissenschaftler:innen und in den Händen der Marketing-Abteilung. Zusätzlich wird an manchen Häusern ein externes Lektorat beauftragt. Zum einen für klassische Lektoratsaufgaben wie die Überprüfung und die Koordination der Texte unterschiedlicher Autor:innen. Im Zusammenhang mit postkolonialen Themen kommt ein diskriminierungskritisches Lektorat dazu, das Expertise für die Bearbeitung der Inhalte einbringen soll. Sprache lenkt den Blick, sie hat die Macht, das Sehen zu verändern. Also ist der Wunsch an die Texte umfassend: Kurz mögen sie sein, aber alles sagen, lesbar sein, aber komplexen Sachverhalten gerecht werden, dazu noch einfach, aber detailgenau, und objektiv, aber emotional. Das gilt vor allem für die Wandtexte, deren Zeichenzahl begrenzt ist.

Ausschnitt Einleitungstext: »Whose Expression?« im Brücke-Museum, 2021

Foto: PoolPractice



Wenn ein kritisches Lektorat inhaltlich in Texte eingreift, führt dies zu Diskussionen mit den Autor:innen. Wissenschaftler:innen, die ihr spezialisiertes und in langen Prozessen erworbenes Wissen für ein Museum lesbar machen, begreifen häufig schon die Vereinfachung als Kompromiss. Eine Kri-

tik aus postkolonialer Perspektive wird wie ein weiterer Übergriff auf die Texte wahrgenommen. Oft liegt sie in der Projektplanung zeitlich nach den ersten, mit den Kurator:innen abgesprochenen Fassungen. Die Auseinandersetzung über Sichtweisen und Begriffe, oft auch ethische Fragen, findet dann direkt vor Abgabefristen statt. Für Diskussion ist wenig Raum, und so werden komplexe Sachverhalte zwischen fünfter Fassung und sechster Fassung in Argumente gepresst.

Wandtext: »Whose Expression?« im Brücke-Museum, 2021

Foto: PoolPractice



Wir befinden uns noch immer in einer Zeit des Übergangs, in der die miteinander verbundenen Themen Kolonialismus und Rassismus in deutschen Institutionen als Spezialgebiet angesehen werden, für das »Expert:innen« notwendig sind. Dabei wollen die postkolonialen Bewegungen weltweit gerade das erreichen: dass das koloniale Erbe überall mitgedacht wird, im Alltag, beim Friseur, beim Film, in der Schule und eben auch im Museum. Es geht um einen Paradigmenwechsel mit dem Ziel, die Erinnerung nicht mehr zu verschleiern, sondern bewusst zu machen. Und nicht zuletzt darum, eine

Sprachprägung zu verlernen, die seinerzeit den Interessen der Kolonialmächte dienlich war.

Doch in Ausbildung und Arbeitsalltag konnten weiße Autor:innen und Museumsmacher:innen lange Zeit völlig ohne dieses Thema auskommen. Das kritische Lektorat soll der Verbindung zwischen alter und neuer Museumswirklichkeit dienen, ist aber zugleich in seiner Reichweite begrenzt. Meist fehlen Zeit und Resonanzraum. So löst es immer wieder dieselben »Einzelfälle«, weil keine gesellschaftliche Verabredung über den Umgang mit kolonalem Erbe existiert, geschweige denn Regeln. Konflikte entstehen, weil Wissen fehlt.

Insofern ist die Textproduktion ein Spiegelbild der Veränderungen der Institution Museum. Sie ist der Prozess, an dem sich der Streit kristallisiert, den das Umdenken auslöst. Streit zwischen Museum und externen, projektbasiert arbeitenden Kurator:innen. Zwischen Autor:innen und Lektorat. Nicht selten auch zwischen Museumsleitung und Kurator:innen. Und natürlich zwischen Museum und Besucher:innen. Manche heben schon bei dem Wort »postkolonial« genervt die Brauen, anderen geht die Berücksichtigung der Nachfahr:innen-Perspektiven nicht weit genug, und Dritte finden akademische Sprache insgesamt fragwürdig. Die Auseinandersetzungen sind oft hitzig, weit über die Temperatur einer Arbeitsbesprechung hinaus.

Doch es geht bei einem informierten und verständlichen Text nicht einfach um das Streichen von Triggerwörtern oder verschleiernden Begriffen wie etwa »Schutzgebiet«, »Erwerb«, »medizinische Expedition«, »entdecken« oder »säubern«.

Wenn ein diskriminierungskritischer Text an einer Wand hängen soll, kann er nicht allein bleiben. Er braucht ein Umfeld von Verstehen, von Durchdringen, von Bereitschaft, die Sammlung und die eigene Institution mit neuen Augen zu sehen. Wie soll eine Aufsichtsperson reagieren, wenn ein Mensch vor einem Bild zu weinen anfängt, weil er darauf ein Familienmitglied erkennt? Hilft ihr vielleicht einfach nur die Information, dass das geschehen könnte und warum? Oder dass das Museum selbst am Leid dieser Familie mitgewirkt hat? Wie betrachten die Ethnolog:innen im Haus heute das Wissen aus ihrem Studium, für das sie bei »Naturvölkern« auf »Feldforschung« gingen? Und welche Bücher oder Bilder verkauft der Museumsshop? Werden weiterführende Informationen angeboten oder widerspricht das Sortiment sogar dem mühevoll erarbeiteten postkolonialen Ansatz der aktuellen Ausstellung? Ist das Team divers genug, um hausintern Gespräche aus allen Perspektiven führen zu können? Der Kontext eines Textes sind alle Menschen, die

in einem Museum arbeiten und sich zu lesenden Besucher:innen verhalten, ob sie an der Kasse sitzen, an der Garderobe, im Depot oder im Büro.

Es gibt allerdings in der Textarbeit auch reale Widersprüche, die sich nicht auflösen lassen. Rassistische Begriffe in Originaldokumenten oder in Bildtiteln etwa könnten von Personen aus der Diaspora, die in *weißen* Mehrheitsgesellschaften aufgewachsen sind, anders bewertet werden als in Herkunfts-gesellschaften. Für die einen mag im Vordergrund stehen, dass keine Retraumatisierungen stattfinden, bei den anderen die Befürchtung überwiegen, dass Begriffe, die historische Gewaltkontakte bezeugen, »gelöscht« oder überschrieben werden könnten.

Auf sprachlicher Ebene ist die Öffnung von Museen ein Umbruch in den als wissenschaftlich definierten Positionen von Kunstgeschichte oder Ethnologie. Wenn sich verschiedene Communities an Ausstellungen beteiligen, treffen auch die unterschiedlichsten Sprechakte aufeinander. Am Anfang der Textarbeit stehen zwei Fragen: Wer spricht? Und: Für wen? Die Frage nach der Sprachform ist die Frage nach dem Publikum. Will man sie heute beantworten, liegen Wunsch und Wirklichkeit meist noch weit auseinander. Der Aushandlungsprozess selbst ist die Antwort, die lange Strecke zwischen den beiden Extremen: eine Sprechweise anzupassen oder eine Ebene der Verständigung zu finden. Kritisches Lektorat muss sich deshalb mit dem Inhalt eines Textes, mit dem Tonfall und den potentiellen Leser:innen beschäftigen, aber auch mit dem aktuellen Stand der Debatte. In postkolonialen Projekten geschieht das auf vielen Ebenen. Was ist die Norm? Wer definiert sie? Welche Kriterien legt die Wissenschaft ihrer Objektivität zugrunde? Ist die Vielstim-migkeit gegeben, die dem Projekt gerecht wird?

In vielen Museen waren Texte bislang Beiprodukte der Arbeit mit Objekten und Bildern. Während Journalist:innen damit rechnen, dass ihr Artikel redigiert wird, und sich Buchautor:innen mit einem Lektorat rücksprechen, ist Textredaktion am Museum ein Geschäft, das Kunsthistoriker:innen oder Ethnolog:innen »nebenher« erledigen. Externe Lektorate wiederum sind als kurzfristige Projekte konzipiert. Wissen wird kaum weitergetragen oder im Haus verankert. Aber mit den Museen wandelt sich der Anspruch an Gespräch und Text. Das Bewegen von Wissen braucht Zeit. In einem Machtsystem mit kodifizierter Sprache erfordert es Souveränität, sich einfach und klar auszu-drücken. Wenn eine Gesellschaft sich über ihr kulturelles Erbe verständigt, wenn ungehörte Stimmen hinzukommen und überkommene Sprache ver-klingt, können Texte schöner werden. Aber sie machen auch mehr Arbeit.

Glossar: »Whose Expression?« im Brücke-Museum, 2021

Foto: PoolPractice

